

Erich Kock
Katholizismus
in Deutschland

»Die Aktualität von heute ist die Unaktualität von morgen« (Walter Dirks, 1931)

Wandel:
Wort und Sachverhalt

Das Wort vom »Wandel« der Gesellschaft, der Kirche geht um; es ist nicht nur ein Wort – es gibt auch ein Bewußtsein wieder, das fast jedermann mit sich herumträgt. Parteien wandeln sich, verändern ihr Gesicht. Städte und Dörfer, die man vor Jahren besuchte, sind nach kurzer Frist kaum wiederzuerkennen. Perioden der Grundlegung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse folgen solche des Umbaus und der Differenzierung. Die Umgangsformen politischer oder gesellschaftlicher Partner wandeln sich; gefüllte Begriffe leeren sich und werden durch neue ersetzt. Aus Gegnern werden unter Umständen Verbündete. Das Tempo des Wandels nimmt zu, jedermann spürt das am eigenen Leib, an eigener Seele. Wirtschaft und Technik beschleunigen ein Denken in Prozessen, denen Planung begegnen soll. Sind die Pläne gereift und ausführbar, so ist ihnen die Entwicklung manchmal schon wieder davongelaufen. Die Omnipräsenz moderner Nachrichtenmittel hämmert den Wandel ins Bewußtsein des letzten Zeitgenossen: Man ist dabei, wenn die Welt sich ändert, und mithalten muß, wer nicht zurückbleiben will.

Kirche: vom Wandel
nicht betroffen?

Lange stand die katholische Kirche wie ein unerschütterlich sich gleichbleibendes Etwas inmitten dieses Prozesses und Prozeßdenkens. Und so oft sie auch in den Augenblick der Welt hineinrufen mochte; sie schien vor allem und unerschütterlich Geschlossenheit, Dauer und Ewigkeit zu verkörpern. Wer sich an dieser einheitlich geformten und ewigen Kirche orientierte, blickte nach Rom. Rom, das bedeutete vor allem: Hirtenamt Petri, einheitliches Regiment der Weltkirche, geschichtliche Kontinuität, Würde der Überlieferung. Rom selber aber sah die Welt (wie vom Balkon der Benediktionsaula herunter) mit dem abgemessenen Blick dessen, der die Wahrheit der Lehre rein zu erhalten und als ein in festen Dogmen bewahrtes Testament des göttlichen Stifters zu verkünden hatte. Rom hat auf solche Weise viele ewige Wahrheiten in eine hektische und wechselgläubige Welt hineingesprochen, und dafür ist ihm viel dankbarer Gehorsam von katholischen Christen entgegengebracht, viel Bewunderung von Männern der Humanität und des Denkens in geschichtlichen Zusammenhängen gezollt worden. Zahllose andere Zeitgenossen brachten ihm aber auch Haß entgegen – vor allem diejenigen, die mit dem Wort »Wandel« nur den Umsturz des Bestehenden und die Zerstörung der Kirche im Auge hatten. Vor allem für sie war die Kirche eine Verbündete derer, die ihren eigenen Stand und Bestand auf Kosten sozialen Unrechts religiös gutgeheißen sehen wollten.

Gegenüber den Mächten des Fortschritts und der Veränderung erschien die katholische Kirche so schlichtweg als reaktionärer Monolith, dem man revolutionäre Monolithen entgegensetzen hatte. Für die Augen des Nichtgläubigen hatte sie von vornherein den Zuschnitt einer absoluten Monarchie. In jenen Ländern Europas, die entweder als überwiegend katholisch betrachtet wurden, und denen, deren Bevölkerungsanteil ziemlich stark katholisch war, antworteten Episkopat und Gläubige auf die Herausforderungen einer nationalistischen, imperialistischen oder zunehmend monolithischen Politik im allgemeinen mit einheitlichen Bekenntnissen der Romtreue. Innerhalb ihrer einzelnen Länder hatten sie entweder aus traditionellen oder auch aus Minderheits-Gesichtspunkten Anlaß, mit ziemlichem Patriotismus gutzuheißen, was man in diesen Vaterländern als gute Politik verstand oder was faktisch politisch getan wurde. Deutschland bildete da alles andere als eine Ausnahme. Was in dieser Zeit an theologischen Auseinandersetzungen zum Austrag kam, reichte zumindest hierzulande nicht in die politische Tätigkeit ändernd hinein.

Was die soziale Frage betrifft, suchten die Katholiken in Deutschland die päpstlichen Weisungen mit wechselndem Erfolg auf ihre je verschiedenen Situationen anzuwenden. Auch anderwärts begriffen katholische Christen – jedoch nur langsam und vereinzelt –, daß hinter der »sozialen Frage« mehr als eine karitative Aufforderung wartete. Der industrielle Frühkapitalismus mit allen seinen Folgen verlangte denn auch nicht nur nach Gesinnungsänderung: *Verhältnisse* mußten sich ändern. Der Sozialismus empfahl sich überall als »neue Kirche«, und so sah man in ihm nur den Ausdruck eines programmatischen Atheismus. Auch schon zu Zeiten der Republik faßte der demokratische Gedanke unter deutschen Katholiken nur langsam Boden. Der Ausgang des Ersten Weltkriegs war von den meisten katholischen Zeitgenossen in unserem Lande als reine Naturkatastrophe und als überraschende Ablösung der bisherigen Lebensstimmung durch eine ungewisse neue empfunden worden. Doch am neuen politischen Anfang stand auch ein fruchtbares politisches Engagement deutscher Katholiken mit der Weimarer Republik. Im Lauf der Zeit konnten sich einige Angehörige der katholischen Arbeiterbewegung als deutsche Minister in wechselnden Kabinetten bewähren; der Lösung sozialer Fragen widmeten sie besondere Aufmerksamkeit. Auch der Entwicklung des religiösen und geistigen Lebens hiezulande war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg günstig – trotz mancher politischen Engstirnigkeiten. An diesem Leben nahm der Katholizismus in Deutschland keineswegs nur organisatorisch und offiziell teil. Leidenschaftlich und überlegen haben eine Reihe von katholischen Denkern und Publizisten um die Verschmelzung des zeit-

Säkulare Welt – Solidarität und Widerstand

genössischen Kulturwillens mit der religiösen Überlieferung gerungen. Von daher datiert die Entfaltung einer lebendigeren katholischen Presse, die mehr zu wirken vermochte als das gewaltige Instrument des Volksvereins, der den katholischen Arbeiter denken, jedoch nicht kämpfen lehrte. Damals begannen auch zahlreiche Geister katholischer Provenienz hierzulande zu begreifen, was es bedeutete, im 20. Jahrhundert Bürger der Welt und Glied der Kirche zu sein. Gegen die Erfahrung der Gottverlassenheit inmitten einer Welt, die immer weltlicher wurde und als solche doch den vollen Einsatz des Christen verlangte, half nicht der Rückzug auf eigene geschlossene katholische Welten. Es half auch nichts, die säkularisierte Welt zu verdammen (ebensowenig wie es heute hilft, ihre christliche Herkunft aufzuweisen) noch sie global wieder verchristlichen zu wollen. Man mußte versuchen beides zu tun: solidarisch zu handeln und sich doch »mit der Welt nicht gemein zu machen«, sich der Welt zu öffnen und ihr zugleich Widerstand zu leisten, sich mit ihr zu identifizieren und ihr glaubend dennoch zu widersprechen. Das Wort »Wandel« wie das Wort »Ewigkeit« durften sich beide nicht abstrakt bekämpfen, sie mußten in eines Menschen Brust beieinander wohnen lernen. In jenen Tagen entdeckte die herangewachsene Generation der Theologen die erste der drei göttlichen, eingegossenen Tugenden – den Glauben von neuem. Es ist jener Glaube, der sich gefallen lassen muß, von außen beurteilt zu werden, der aber nicht mit dem Urteil der Welt zusammenfällt. 1935 schrieb übrigens ein Prager Jude – ein Duzfreund Franz Kafkas – mit Namen Felix Weltsch ein Buch politischer Ethik mit dem Titel *Das Wagnis der Mitte*. Mitte beleuchtete dies Buch jedoch weniger als Parteiprogramm denn als Versuch, aus den Antagonismen der modernen Welt produktiven Nutzen zu ziehen. Weltschs Buch war der Appell, Spannungen auszuhalten, statt nur nach der einen oder anderen Seite hin Hysterie abzulassen. »Mitte« – das bedeutete hier Radikalität der Versöhnung von Gegensätzen im gesellschaftlichen Bereich, ohne Unterschiede preiszugeben. Mitte war hier genau das Gegenteil eines Kompromisses aus Feigheit oder Indifferenz. Das Buch las sich nicht wie eine Anleitung zur Technik der Anpassung. Es war ein Buch, wie geschaffen, von der Rechten wie der Linken verhöhnt zu werden, die ja nie und auf keinem Gebiet des Lebens versäumt haben, das schöpferische Neben- und Miteinander verschiedenen Denkens als »bourgeois« zu verschreien. Aus einem Buch wie dem von Weltsch hätten selbst Katholiken lernen können, was es bedeutet, Gegensätze auszutragen – auch solche zwischen Welt und Kirche –, statt sich mit selbstangefertigtem Wortschatz auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Im Vorwort zitierte der Verfasser das eben bekanntgewordene Buch *Mein Kampf*. Dort

Deutscher Katholizismus vor und nach Hitler

stand zu lesen: »Nur die Schalheit eines bürgerlichen Gemüts kann die mittlere Linie als Weg ins Himmelreich empfinden.« (Vielleicht läßt sich die Lektüre des im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1965 wiederaufgelegten Werkes von Weltsch nachholen.)

Nun, *Mein Kampf* gehörte nicht zur Durchschnittslektüre deutscher Katholiken. Soweit sie Liebhaber der Sprache waren, kann man es ihnen nicht verübeln. Aber am Ende hätte ihnen auch ein Gedankenmonstrum wie dieses Buch den Sand aus den Augen wischen helfen können, den die Gesellschaft Zeitgenossen gern in die Augen streut. Aber sie hatten (mit rühmlichen Ausnahmen) fortan ihre Aufmerksamkeit auf Felder konzentriert, die im politischen Bereich ziemlich geringe Beachtung fanden: liturgische Bewegung, Bibeltheologie, ökumenisches Denken. Die Republik suchte langsam Europa ins Auge zu fassen, der Ökumenismus entdeckte die Christenheit, und Christenheit war nicht einfach mit dem Katholizismus identisch. Trotzdem liefen diese Einheitsbemühungen irgendwie nebeneinander her. Immerhin wurde der Nationalismus samt seiner religiösen und pseudoreligiösen Tradition langsam demontiert. Es waren auch Katholiken, welche die Einheitsbestrebungen europäisch denkender Politiker in die Tat umsetzten. Andere begriffen die moderne Demokratie als ein Feld freier Kräfte: Situationen mußten wahrgenommen, Solidarität mußte bewiesen werden, ohne daß man stets auf zentrale Direktiven hätte warten können, mochten sie nun aus den Residenzen deutscher Bischöfe oder aus dem Vatikan kommen. Neben allen Schlagwortaufrufen zur Blockbildung gegen einen Feind, der sich freilich als Feind aufführte, dessen rote Farbe aber auch Geschlossenheit partikularer Gruppen zu erzeugen vermochte, spürten viele katholische Christen doch instinktiv die universal werdende Welt vor der Tür stehen. Und sie kamen dahinter, daß das künftige Gegenüber ihrer Kirche weniger der moderne Staat als die kommende *Gesellschaft* sein würde.

An solcher Stelle ist – ohne über Mitschuld und Mitversagen rechten zu wollen – noch einmal deutlich jener Rückschlag zu markieren, den der deutsche Nationalsozialismus nicht nur als Kirchenfeind oder als Feind unseres Volkes, sondern als Menschheitsfeind bedeutet hat. Was anfangs prominenten Katholiken (Laien wie Klerikern, Bischöfen wie Pfarrern) als Erlösung vom Druck des Klassenkampfes, als Einlösung von *Quadragesimo anno* und als Wiedergeburt der eigenen Nation zu einer überzivilisatorischen Kraft erschien, enthüllte sich nach spätestens zwei Jahren als das Gegenteil des Fortschritts. In Hitlers Diktatur blieben die Uhren stehen, auch wenn die Züge so pünktlich fuhren wie nie; ihr Gleichschritt verschlang Organisationen ebenso wie Theologien – Konservative ebenso wie gutgläubige Anpasser.

Am Ende stand der Zweite Weltkrieg als außenpolitische Konsequenz innenpolitischer Gewaltausübung. Mut wurde unter deutschen Katholiken fortan noch mehr Mangelware als früher. Wer ihn aufbrachte, hatte allerdings auch Autorität. Zahllose Zeugen christlichen Glaubens büßten ihre persönliche Autorität mit dem Leben. In Konzentrationslagern und Folterkammern, Gefängnissen und Kellern lernten sie eine neue eschatologische Perspektive katholischen Lebens weniger aus Büchern als aus dem Leiden. Männer und Frauen beschäftigte ein neues gesellschaftliches wie theologisches Konzept, denn über den kommenden Zusammenbruch der Diktatur hegten sie keinen Zweifel. Sie begriffen die Notwendigkeit religiöser Umkehr, und sie machten sich auf einen Wandel des Denkens gefaßt, der beides beweisen mußte: Mut und scharfe Augen, Wille zur Gesellschaft und Distanz zur Gesellschaft, Einordnung in eine menscheitsbezogene Welt und Widerstand gegen ihre Verführung zum Bösen. Männer wie Delp oder Bonhoeffer, Letterhaus oder Moltke erkannten, daß der klassische Satz »Wandelt euch durch neues Denken und macht euch nicht mit der Welt gemein!« auch neu gelebt werden müsse.

Wandel ist Umkehr und Zeugnis – für den Christen

Die Zeitgenossen sind im allgemeinen mehr auf Zeitungen und Zeitschriften abonniert als auf – Erinnerungen (selbst dann, wenn sie sich auf »Zeitgeschichte« spezialisiert haben sollten). Und so scheint es gut, hie und da über unserm Tag nicht ganz die Geschichte zu vergessen, die zu ihm geführt hat und aus der wir so wenig lernen. Die Geschichte aber könnte einen deutschen Katholiken lehren, daß sein Fortschreiten in der persönlichen und allgemeinen Geschichte Rückfälle nicht ausschließt. Blickte er dazu noch öfter ins Evangelium (das Evangelium ist immer die neueste »Theologie«), so könnte er entdecken, daß bloßer Fortschritt – ist er nicht im Grunde einer von Glaube, Hoffnung und Liebe – alle Elemente des Rückschritts in sich birgt, theologisch gesprochen: des Abfalls. Man sollte lernen, sich im Wandel auf die Ewigkeit zuzubewegen – denn in allen Änderungen, Visionen und Prognosen kommen auch Anfänge auf uns zu. Überlassen wir es den irrationalen Rationalisten, sie Mythen zu nennen, indem wir ihnen inständig begreiflich zu machen suchen, was wir glauben und was wir ihnen glauben können. So mag einem deutschen Katholiken die Erinnerung heilsam sein, von jenem Wandel zu hören, den der deutsche Katholizismus als ein Teil der vielförmigen Welt *seit mehr als einem Jahrhundert* durchmacht. Die Auseinandersetzung über Weg und Richtung der Kirche in der Welt findet schon seit längerem statt. Bilanz ist auch schon früher gemacht worden, auch von mancherlei Fachleuten. Sie bleibt notwendig. Trotzdem führten Bilanzen dieser Art noch nie zu einem klaren Soll und Haben. Und – um mit Karl Rahner zu reden – diagnostizieren ist

wichtig, verwirklichen wichtiger. Verändern ist wichtig – sich selber zu ändern, umzukehren, bleibendes Gebot. Wege zu entwerfen, die andere gehen werden müssen, ist notwendig. Den Weg aber, der uns von Jesus Christus entworfen wurde, nachzugehen, »auch heute noch das Wichtigste«¹.

Das Konzil – Nachfolge Jesus in dieser Welt

Nichts anderes war auch der Anlaß des *Konzils*, nichts anderes waren und sind seine Impulse und – hoffentlich – Früchte. Das Konzil hat mehr als nur den Wandel der Kirche von einer »absoluten in eine konstitutionelle Monarchie« manifest gemacht. Das Konzil fügte der essentiellen Wesenheit der Kirche ihre geschichtliche hinzu. Der Einladung des Seelsorge-Papstes Johannes antwortete die Versammlung der Bischöfe und Oberen mit dem Mut, Evangelium und Tradition mitten in die heutige Welt zu versetzen, ohne das bisher dogmatisch formulierte Glaubensgut preiszugeben. Das Konzil ließ die Wirklichkeit der Kirche als Einheit in Vielfalt erscheinen, eine Tatsache, die auch hartgesottenen Beobachtern Aufmerksamkeit, mitunter Staunen, abnötigte. Die Kirche, obgleich unter dem Hirtenamt des Papstes, so doch nicht als Monolith von ihm allein »gesteuert«, sondern von Bischöfen mitverwaltet. Die Kirche, sich nicht mehr als römische Allgegenwart verstehend, sondern als Kirche der Erdteile mit ihren spezifischen Bewußtseinsstufen und damit Beiträgen zur Einheit. Eine Kirche des Konzils, die der Einswerdung der Welt sowie der Sehnsucht nach ökumenischer Gemeinschaft Rechnung zu tragen suchte. Das Konzil: als Ganzes aber ein unüberhörbarer Anruf, sich der Kirche und der Welt gleicherweise *bewußt* zu werden, vor allem aber – das eine, alte und immer Neue neu zu *tun*: durch Nachfolge des Gekreuzigten, »selbstlosen Dienst im Alltag, Schweigen und Leiden«, Liebe zu Jesus Christus und allen Menschen guten Willens zu verwirklichen, was glaubend erkannt wurde. »Denn einen anderen Grund kann niemand legen, als den, der gelegt ist: Jesus Christus.« Und ein anderes Verhältnis zur Welt kann kein Christ herstellen als das, das in ihm grundgelegt wurde. Die deutsche Theologie hat diesem Konzil neben anderen »Theologien« innerhalb Europas manche, wenn auch bei weitem nicht alle Dienste geleistet, die ihr am Ende möglich gewesen wären. Herbert Vorgrimler hat das im oben erwähnten Band *Bilanz des deutschen Katholizismus* unmißverständlich ausgedrückt. Ohnedies wird der Konsens immer augenfälliger, in dem die Theologen der meisten Länder heute miteinander stehen. Vielleicht ist es aber ein Verdienst deutscher Theologie, weniger weltfreundlich und wohl auch weniger »mythisch« als eine bestimmte französische Theologengeneration, die produk-

¹ In: N. GREINACHER / H. T. RISSE (Hrsg.), *Bilanz des deutschen Katholizismus*, Mainz 1966, 488f.

Kirche und Welt bei deutschen Denkern des 20. Jahrhunderts

Bilanz des heutigen Katholizismus in Deutschland

tive Distanz zur Welt wiederhergestellt zu haben, die sonst vielleicht verlorengegangen wäre. Die Eingaben deutscher Bischöfe wie Volk und Frings zur Pastoralen Konstitution *Über die Kirche in der Welt von heute* lassen das klar erkennen. Kardinal Frings war es, der betonte, man dürfe »weder die Welt in die Kirche noch die Kirche in die Welt auflösen«. Gerade in diesem (wenn auch nicht in allen Teilen glücklich ausgefallenen) Text erkennt sich die Kirche sowohl als Gegenüber wie auch als Teilhaber einer die Staaten übergreifenden Weltgesellschaft. Rund vierzig Jahre vorher hatte einer der bedeutendsten Geister, den der deutsche Katholizismus hervorgebracht hat, Ernst Michel, diesen Moment als Stunde der Wiedergeburt aus Gegensätzen vorweggenommen: den erneuerten Willen der Kirche, inmitten der Welt zu wesen, ohne ihr zu verfallen. Einen solchen Willen – auch das wußte er – kann man eigentlich nicht dekretieren. Zumindest seine Verwirklichung ist völlig an den einzelnen gebunden, der sich in Gnade müht, den Glauben so zu leben und zu predigen, daß er ihn dabei nicht verliert. Im gleichen Buch des Jahres 1923, *Kirche und Wirklichkeit*, nahm der evangelische Christ Eugen Rosenstock-Huessy den Augenblick vorweg, für den die Kirche ihm eigentlich gemacht erschien – den Augenblick des universalen Dienstes an einer Gesellschaft, welche die Staaten übergreift. Er mißachtete dabei die wunderbare Symbiose christlichen Geistes mit der Idee und der Realität europäischer Reiche nicht, deren Zeugnisse und Spuren in Spanien wie in Italien, Frankreich wie Deutschland so ergreifend sichtbar geblieben sind. Er sah aber, was heraufzog, und verschrieb sich dieser Zukunft und hielt für Sünde, sich diesem Wissen zu entziehen und nichts aus ihm zu machen. Michel hingegen machte Bilanz wie jemand, der erfahren hatte, daß die Zukunft zugleich aus einem Innern herauswachsen muß, das verlebendigen *und* heilig halten, verkünden *und* verwehren, umfassen *und* sich entziehen kann. Michel und Rosenstock haben beide Soziologie studiert, beide waren aber auch umfassend theologisch orientiert. Und beide haben die Soziologie weder als Positivisten noch als bloße Empiriker gehandhabt.

Als ausdrückliche deutsche Antwort auf das Zweite Vatikanum in Gestalt einer »Bilanz« von zwanzig Jahren Nachkriegskatholizismus in Deutschland versteht sich das Sammelbuch von achtzehn Beitragenden, das der Pastoralsoziologe Norbert Greinacher und der Publizist Heinz Theo Risse herausgaben; es geht auf eine Anregung Anita Röpers zurück. Die Herausgeber sind ehrlich genug, dem Leser einzugestehen, daß das Unternehmen Stückwerk geblieben ist und eigentlich nur zu einer kritischen Bestandsaufnahme führen soll. Ihr Bekenntnis ist angemessen und mehr als eine Demutsfloskel. Nicht nur – wie es bei achtzehn unterschiedlich alten, ausgebildeten und

gestimmten Autoren unvermeidlich ist –, daß sie einander trotz beigegebener empirischer Untersuchungsergebnisse mitunter beträchtlich widersprechen; viele Aussagen überschneiden sich auch oder berühren sich, ohne daß der Leser einen Zusammenhang herzustellen vermöchte. Es ist an dieser Stelle unmöglich, das Buch in seinem ganzen Umfang zu würdigen; manchmal gleicht es mehr der Materialsammlung zu einer fälligen Bilanz als dieser selbst. Vielleicht wäre das Wort *Zwischenbilanz* als Haupttitel sachlicher gewesen. Einzelne Artikel erscheinen mir persönlich nicht nur sachlich, sondern auch so umfassend wie situationsgerecht zu sein. Andere kommen mir vor, als hätten sich hier die Emotionen einer jüngeren Generation nur wissenschaftlicher Begriffe bedient, um dem Katholizismus seine Rückständigkeit vorwerfen zu können. Ich meine, eine Art moralischen »Knigge« der Katholiken für ihr Verhalten in der Gesellschaft heute zu entwerfen, sollte das letzte sein, was sich katholische Autoren zur Zeit einfallen lassen. Allzuleicht wird aus einer Bilanz auch gern lediglich Abrechnung mit der Vergangenheit, die andere gehabt haben. Im ganzen kann man dem Sammelband diese »Tendenz« jedoch nicht vorwerfen. Viele seiner Beitragenden haben Soziologie und Sozialökonomie studiert, nur wenige von ihnen auch Theologie. Das erscheint mir als ein Manko. Das Buch *Bilanz* ist ein Auskunftsmittel über den deutschen Katholizismus heute. Im ganzen haben dabei die Empiriker das Wort. Sie helfen auf ihre Weise, die *Situation* zu sehen. Auf das Sehen, Hinsehen und Feststellen kommt es ihnen an. Leider jedoch versteckt ihre wissenschaftliche Sondersprache mitunter theologische Sachverhalte mehr, als daß sie diese offenbarte. Bei der Lektüre der Propheten hat man es da leichter – selbst in Fragen, die nur die Zukunft betreffen. Doch bekanntlich sind die Propheten schon seit Léon Bloy sehr rar geworden (schon wegen ihrer groben Manieren), woraus dann wieder einige Menschen folgern, die Kirche habe keine Zukunft mehr, weil man weit und breit keine Propheten mehr sehen könne (siehe etwa 444: Inkarnation – Evolution; 32: Sonntagsgebot; 55 von: »Wenn er nicht...« bis »Metanoia«; 39: Gleichsetzung von »Entscheidung« und »Dauerreflexion«). Nun, schreiben wir noch einmal das Wort »Wandel« an die Wand: Der Katholizismus auch hierzulande wandelt sich, muß sich wandeln, anders formieren als noch vor zehn (und nicht nur vor vierzig) Jahren: Über die Ziele, Methoden und Formen gehen die Meinungen auseinander wie je. Zur Umkehr ist *immer* Zeit, und auch Ernst Michels Wort gilt bis dato – aber den Wandel einer Kirche in ihrer Zeit in den Griff zu bekommen, dazu braucht es: richtigen Zeitpunkt, gutes Augenmaß und viel Sehkraft. Und mindestens so wie auf *Verfahren* kommt es auf *Verhalten* an. Doch, alles in allem: Ein Anfang ist mit diesem Buch

wieder einmal gemacht worden. Es verdient, kritisch und nicht unkritisch, gelesen zu werden.

Bilanz des deutschen Katholizismus – der Schwabe Hermann Hefele war mit einem Traktat aus dem Jahre 1919 etwas vorsichtiger. Er nannte seine Broschüre *Der Katholizismus in Deutschland*. Hefele war ein großartiger Stilist. Als aristokratischer Denker wollte er die lateinische Monumentalität der Felsengründung Petri in den Herzen einer unentschiedenen und alles verstehenden Gegenwart verankern. Kontinuität hielt er für wichtiger als Aktualität, und er würde von manch einem »aus unsern Reihen« gewiß als konservativer Reaktionär bezeichnet werden. Auch er hat sich also mit der Sache herumgeschlagen. Und wie viele, deren Namen wir nie erfahren werden, weil sie keine Bücher oder Kritiken schreiben, mögen es getan haben und noch tun? Walter Dirks, Ernst Michel geistesverwandt, an dessen Position »zwischen Kirche und Welt« orientiert² und als Beitragender des Buches Berichterstatter über literarische wie politische Minderheiten im »corpus catholicorum«, ist generös genug, auf sie hinzuweisen: »nicht öffentliche Katholiken, Einfältige, Demütige, Liebende« (295), deren Wirkung unsichtbar in die Öffentlichkeit geht, obgleich sie nicht regieren, publizieren oder opponieren – Menschen, die gleichwohl erkannt haben, was es heißt, in diesem Deutschland und in dieser Gesellschaft katholisch zu sein. Allerdings, ein Buch des vorliegenden Titels muß die *öffentlich sichtbare* Seite des Katholizismus in diesem Land deutlich machen wollen (ein Land, das zudem in zwei Staaten zerrissen ist), von dessen katholischer Erscheinungsform in der DDR Paul Nordhues einen so exakten wie nüchternen Bericht gibt³. Was die sozialistische Regierung dieses Staates den Katholiken vorwirft, ist die Beharrlichkeit, sich den »Kräften des Fortschritts« zu widersetzen. Was dieser Kirche vorenthalten wird, ist die Öffentlichkeit überhaupt, und gewisse Zugeständnisse – wie diejenige, eine Körperschaft »öffentlichen Rechts« zu sein – gelten nur noch als jederzeit abrufbare Privilegien⁴. Was von ihr, dieser Kirche, trotzdem erhofft wird, ist Unterwerfung, Selbstaufgabe. Doch auch die katholische Kirche in der DDR, die so wenig projektieren und programmieren kann, ohne ihre Zukunft aus dem Auge zu lassen, auch sie lebt: im Kult der Eucharistie, der Bruderschaft und Nachbarschaft bewirkt, in praktischer Ökumene mit den Andersgläubigen, im Wortgottesdienst (mit Austeilung der Kommunion durch Laien). Im übrigen geht die Kirche den Umsiedlern nach, errichtet neue Seelsorgestationen und Kirchen, so gut sie es vermag. Die im Gefolge der

² W. DIRKS, *Erbe und Aufgabe*, Frankfurt 1931, 8.

³ *Christliches Leben und sozialistische Gesellschaft*, in dem genannten Sammelwerk, 137–150.

⁴ *Bilanz*, a. a. O. 143.

»Republikflucht« zusammenschumpfenden Gemeinden sind enger zusammengedrückt, auch alte und kranke Menschen sind den Gemeindemitgliedern als geradezu kostbare Helfer gemeindlichen Zusammenhalts bewußt geworden. Man hat erfahren, daß diese »Kranken und Alten durch ihr Leid und Gebet in entscheidender Weise zum Heile aller beitragen« (148).

Von der Volks-
zur Gemeindekirche

Was sich im westlichen Teil des deutschen Katholizismus anbahnt, scheint in mancher Hinsicht dem ähnlich zu sein, was im östlichen zwanghaft dekretiert wurde. Aber eben nur ähnlich, nicht mehr. In einer Demokratie wie der Bundesrepublik gibt es Wege und Möglichkeiten der Einordnung *ohne* Zwang von oben und Unterwerfung von unten. Doch auch hierzulande verlangt die Gesellschaft (mehr noch als der Staat) neben der Solidarität Distanz, und nicht nur »situationsgerechtes Handeln«, sondern *auch Widerstand, vielleicht sogar beides in einem*. In diesem Land wird sie sich hoffentlich nie auf den Kult allein beschränken müssen, die Kirche; sie wird hoffentlich immer mitten in der Öffentlichkeit sein dürfen (nicht als restaurative Besserwisserin, sondern als freier und ehrlicher Partner). Aber sie sollte schon jetzt wissen, daß sie in dieser demokratischen Gesellschaft *auch* Feinde hat, die sie lieber heute als morgen ausgeschaltet sähen. Dazu braucht es nicht einmal Fernsehdiskussionen, wo scheinbare Rationalisten, in Wirklichkeit aber emotionale Atheisten, ihre christlichen Partner als Mucker, Mäkler und hirnlose Nachbeter von Mythen hinzustellen suchen. Das gleiche Verlangen lauert in jener Indifferenz bloßer Zuschauerhaltung, die Religion eben gelten läßt, solange sie nur *extramundan* bleibt. Es ist dem weltfreundlichen und zukunftsgerichteten Mitarbeiter des Sammelbandes Karl Ledergerber nicht verborgen geblieben, daß sich seit einigen Jahren ein »heftiges Anwachsen der Angriffe gegen die Kirche feststellen« läßt und daß sich eine »Welle verborgener Gehässigkeit gegen die Kirche Luft machte... Die gegenkirchliche Welle geht seither weiter, sie ist ein begehrter Artikel der öffentlichen Sensation« geworden (453). Ledergerber erklärt sie anschließend und, wie mir scheint, etwas reichlich voreilig allein mit dem stereotypen Verhalten der Kirche gegenüber der Welt heute, wobei er die Stereotypie ihrer »aufgeklärtesten Gegner« für einen Moment aus dem Auge läßt. Man sollte eben an die Äußerungen der einen wie der anderen Seite nicht nur ästhetische oder publizistische Maßstäbe anlegen. Auch das bedeutete, moderne Gesellschaft und heutige Welt ernst zu nehmen – die Welt, in welche die Kirche heute guten Willens auch mit Freundlichkeit, Partnerschaft und nicht allein mit Zorn oder Hysterie ihr Wort hineinsagt – und ihren Dienst einzubringen sucht. Selbstverständlich soll die Kirche Antwort geben auf die Fragen, die die Gesellschaft an sie zu stellen sich gewöhnt

Auch Feinde –
nicht nur Partner

hat. Aber warum sind diese Fragen so häufig versteckte Attacken auf ihr Wesen, und warum sind es nicht selten ironische Selbstgerechtigkeiten?

Weniger verbrieftete Macht

Karl Rahners Zusammenfassung am Schluß des Sammelbandes konzentriert die Feststellungen verschiedener Mitarbeiter des Bandes zu dem Satz, die »Kirche von morgen« müsse »begreifen lernen, daß sie in einer gesellschaftlichen Situation leben werde, die ihr weniger als früher an institutionell verbriefteter und handhabbarer Macht einräumt« (491). Es ist die gesellschaftliche Entwicklung selber, die sie immer stärker in diese Position drängen wird. Jedenfalls ist das eine der Konsequenzen, die der pastoralsoziologischen Darstellung Norbert Greinachers in seinem Einführungsbeitrag *Auf dem Weg zur Gemeindekirche* entspringt. Der Zustand der Volkskirche (in der Profangesellschaft und Kirche sich decken) geht mehr und mehr seinem Ende zu. Kategorien der Ekklesiologie und Soziologie gehen bei diesem Autor freilich etwas zu gefällig ineinander über, im übrigen ist es umstritten, ob die moderne Gesellschaft noch mit geschichtlichen Maßstäben anzugehen sei, was Greinacher bei seiner Betrachtung des »Sozialgebildes« Kirche zu tun unternimmt. Trotzdem ist seine Beobachtung richtig, daß die Kirche künftig als eine Erscheinung christlicher Gemeinde in einer andersgläubigen oder besser: nichtchristlichen Umwelt existieren wird. Einer solchen Gemeinde gehört man kraft persönlicher Überzeugung und nicht kraft sozialer Zwänge und Gewohnheiten an. Bei dem Tempo des Wandels der gesamten Gesellschaft bekommt die Kirche, so wie sie sich als Sozialgebilde jetzt zeigt, in wachsendem Maß anachronistische Züge. Die Kirche erscheint auch hierzulande sozial völlig »unangepaßt«. Das schließt wiederum nicht aus, daß sich in einem Zwischenreich von Welt und Kirche (das allerdings zerfällt) sehr geistliche und sehr weltliche Dinge zum Verwecheln ähnlich geworden sind: Seelsorgliche Aufgaben und weltliche Interessen, politische Absichten und geistliche Pflichten können nur schwer auseinandergehalten werden. Hier erscheint die Kirche überangepaßt. Aufs Ganze gesehen verschwindet also die Volks- und Milieukirche.

Kirche als Segment

Gegenüber der dynamisierten Gesellschaft wird die Kirche zum Segment unter anderen, mit ihr konkurrierenden »Wertsystemen«. Wenn auch einige Autoren glauben, die Kirche habe ihr politisches Minoritätsbewußtsein abgelegt: Zumindest die Pastoralsoziologen oder auch nur schlichtweg die Soziologen meinen, daß ein Minoritätsbewußtsein der *Gesellschaft* gegenüber gegeben sei. Innerhalb ihrer eigenen Kirche sind die Überzeugungs-Christen in der Minderheit, innerhalb der Gesellschaft bilden sie unter denen, die Macht ausüben und die Zukunft bestimmen, die Minderheit. Hier hat ein Autor wie Norbert Greinacher (35) wohl vor allem die Manager, Tech-

niker und Naturwissenschaftler im Blick, was einer seiner Mitautoren: Wolfgang Zapf (*Angst vor der wissenschaftlichen Frage*, 405–440) auf eine neue Variante neurotischer Abstinenz von der Wissenschaft zurückführt, soweit sie mit diesen Anwendungsgebieten zusammenhängt. Nur nebenbei sei gesagt, daß die Thesen dieses Autors Integrationsmöglichkeiten offerieren, die keineswegs so problemlos sind, wie sie sich im Kopf eines Soziologen ausnehmen mögen. An der Synthese zwischen Naturwissenschaft und Evangelium, Technik und Tradition sind schon Geister gewaltigen Formats zu ungewollten Erfindern heimlicher Weltanschauungen geworden. An anderer Stelle wiederum wird Franz Greiner zitiert, der die gesellschaftlich Frustrierten, die Versager oder die Beschäftigungslosen zu den eifrigsten Kirchgängern zählt.

Der bloße Rundblick in einer normalen Großstadtpfarrei an Sonn- und Werktagen weckt gegenüber solch unangemessen quantitativen Daten hohes Mißtrauen. Auch hier wird dann deutlich, wie sehr eine bestimmte Art empirischer Soziologie, auf gesellschaftlich-religiöse Wirklichkeit angewendet, ihr Instrumentarium erst einmal klären müßte, ehe sie zur bloßen Ideologie wird – nämlich zur interessengebundenen Erzeugerin von Normen, die sie als Fakten kaschiert. Ein anderes wäre zu jener merkwürdigen akademischen Beschränktheit zu sagen, die gerade bei Absolventen der Universitäten ins Auge fällt. Kein Zweifel, daß es ein katholisches Bildungsdefizit gibt, aber man kann als Katholik nicht nur »dümmer sein«, man kann es auch auf dem Wege des Studiums werden ... Doch genug damit.

Folgerungen für die Pfarre

Wenn sich also eine Minderheit überzeugter Christen bildet, die wissen, wofür sie sich entschieden haben und wenn sie sich in ihrer Gesellschaft auf ganz verschiedenen Ebenen bewähren sollen, welche Hilfe soll ihnen da die Kirche der Zukunft auch in diesem Lande geben?

Eugen Golomb fordert mehr als nur Schwerpunktbildung (da man alle Bereiche modernen Lebens unmöglich mehr überschauen noch in sie hineinwirken könne) in der Seelsorge, die sich laut Rahner Priester und Laien künftig »teilen« sollten. Er glaubt, die Aufteilung der kirchlichen Praxis in Bistum und Pfarrei durch einen andern Seelsorgeaufbau ergänzen und erweitern zu müssen. Die Pfarrei ist keine absolute und essentielle Tatsache; übrigens vermag sie den Pfarrangehörigen nur noch partiell zu erreichen. 21 deutschen Bistümern stehen 12 000 Pfarreien gegenüber. Dazwischen liegt ein unbekanntes Land, in dem die Kirche gesellschaftlich nicht präsent ist. Städte und Bezirke sollen sich zu größeren Seelsorgeräumen zusammenfügen, wobei die Pfarrei durch nicht pfarrgebundene Stützpunkte und durch über- oder nebengeordnete Seelsorgeaktivitäten ergänzt und gestützt werden müßte. Für

Dechanten wie Pfarrer müßten die Rollen, die sie künftig zu spielen haben, neu umschrieben werden.

Situation und Image des Priesters überdenkt wiederum Norbert Greinacher. Er stimmt mit dem Theologen Vorgrimler darin überein, daß nicht nur mehr als 12 000 Priester hierzulande fehlen, er stellt auch fest, daß es an einer »Theorie« des Priestertums mangle. Es hat sich kein klares Bild des Priesters oder Ordenspriesters herausgebildet, und das Image des Priesters unter den potentiellen »Kandidaten«, den jungen Leuten, ist das des »frommen outsiders«. Dem scheint das Selbstgefühl des Standes zu entsprechen und zu widersprechen; auf alle Fälle sehen sich die Priester anders als früher. Die Bischöfe rufen nach Priestern und die theologischen Fakultäten können ihnen nicht schnell genug akademisch ausgebildete, ausgereifte und praktisch brauchbare Kandidaten »liefern«. Über ihrer Aufgabe, Priester auszubilden, wurde die Theologie jedoch zur sich immer mehr spezialisierenden Wissenschaft. »Zunehmend freidenkerischer Humanismus und Neupositivismus« (101) bestreiten im übrigen der Theologie den Charakter einer (staatlich geförderten) *Wissenschaft*. Zukunftsreich und hoffnungsvoll erscheint allerdings die Zusammenarbeit der europäischen Theologen, die sich auch in gemeinsamen Zeitschriften und Handbüchern niederschlägt. Verglichen mit anderen Ländern braucht die deutsche Theologie (»deutsch« ist auch hier kein nationales Idiom mehr!) an Intensität des Arbeitens und Qualität ihrer Veröffentlichungen keine Gefühle der Unterlegenheit zu fürchten. Schwieriger wird auch für sie künftig die Frage, wie sie sich als Wissenschaft verstehen will, steht sie doch auf einem Boden, den sie nicht – wie die Empiriker und Theoretiker anderer Fasson – ständig in Zweifel ziehen kann. Schelsky hat die Parole der »Dauerreflexion« ausgegeben; sie gelte für jedermann, nicht nur für Wissenschaftler. Was wird die Art sein, in der die Theologie – ohne ihr Wesen aufzugeben – an solcher Reflexion teilnehmen kann? Freilich muß auch die Theologie in der Welt bleiben, sie darf sie nicht fliehen. Aber allem zuvor gilt ihr das Wort, Gottes Zuwendung in seinem Sohn zu uns mit der Zuwendung zu ihm zu beantworten, einer Wirklichkeit, die nur der Glaube faßt und zusammen mit den zwei anderen Tugenden (eingegossenen Tugenden) bewährt. Auch die Theologie hat die »dauernde Bilanz« des Christen vor der Torheit des Kreuzes und dem, der an ihm hing, unser Heil wirkend, zu leisten. Andere wichtige Beiträge des Buches (so der von Heinz Theo Risse über »Misereor« und »Adveniat« und der über die innerkirchliche Finanzreform) können hier nicht mehr behandelt werden.

Es lag dem Verfasser dieses Beitrags sehr daran, zu unterstreichen, daß das *nolite conformari huic saeculo* gerade dann nicht aus dem Auge gelassen werden darf, wenn es

darum geht, dem eigenen Säkulum zu dienen. Alles andere erschien ihm wie katholisch maskierte Verzweiflung. Wer sich um Wandel müht, sollte darüber nachdenken, ob er nur etwas Neues will, weil er vielleicht am Alten, Hergebrachten, Alltäglichen leidet. Will er tatsächlich nur Neues, so müßte er sich auf Gebiete verweisen lassen, wo er den Willen zum Neuen befriedigen kann. Die Gesellschaft (auch die kommende) wird ihm Abwechslung genug bieten. Wer nicht nur Neues will, wird sein eigenes Leben an etwas knüpfen müssen, das von ihm den gleichbleibenden Einsatz für ein Gut verlangt, welches älter ist als er selbst und länger währt als zwei Jahre. Die Formen auch dieses Einsatzes mögen wechseln: Er wird sie wählen und verwerfen, korrigieren um eines *Unveränderlichen* willen. Denn auch das Unveränderliche bedarf des Mediums, in dem es sich darstellt, so offenbar wie verschleiert. Vielleicht stellt es sich nirgends genauer dar als in einem konkreten Menschen und vielleicht nie dauerhafter als in einem menschlichen Akt des Duldens und Handelns, der nur Sekunden zu dauern braucht, wenn er wahr machen soll, was er wahrzumachen gedrängt wird: *Unveränderliches*.

Norbert Wetzels

Das Gespräch und seine Partner

Erkenntnisse
und Erfahrungen
aus der Praxis
der Telefonseelsorge¹

Unser Dienst in der Telefonseelsorge und in der »Offenen Tür« unterscheidet sich in eigentümlicher Weise von anderen Formen der Hilfe für Menschen: Wir haben keine ausgetüftelte Methodik, kein Arsenal von komplizierten Hilfsinstrumenten zur Hand wie etwa der Arzt, der Jurist oder der Psychologe, um die Krankheit, die Störung, die Fragen dessen, der in unsere Sprechstunde kommt, beheben bzw. beantworten zu können. Beeindruckt vom wissenschaftlichen Ethos unserer Zeit, könnte ein kritischer Beobachter meinen, wir gingen reichlich stümperhaft zu Werke. Aber eben – gehen wir denn zu Werke? Wir haben es offenbar in besonderer Weise mit den Menschen selbst zu tun, die zu uns kommen. Und hier

¹ Der folgende Beitrag ist die geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 28. 1. 1967 vor der Jahresversammlung der Mitarbeiter der »Arbeitsgemeinschaft Telefonseelsorge und Offene Tür« in Frankfurt gehalten wurde. Der Charakter des gesprochenen Wortes sollte nicht nachträglich verändert werden. Daher wurde auch auf Literaturangaben weitgehend verzichtet. – Dazu die Redaktion: Das Gespräch gewinnt für den Dienst der Kirche an den heutigen Menschen an Bedeutung. Deshalb bringen wir gern die folgenden Überlegungen, die zwar aus der Erfahrung einer speziellen Arbeit erwachsen sind, jedoch für jede Form des »seelsorglichen« Gesprächs hilfreich sein können.